

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 24 (1956)
Heft: 8

Artikel: Zwischenspiel in Serbien
Autor: Graf, Christian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-570100>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wandelt er sich vom Menschen zum Gotte und bleibt doch ganz die süsse irdische Verheissung, welche mir vorangeht in die Geheimnisse verschwiegener Gebüsche, tiefhängender Aeste, in die Zelte der Liebe. Hier fällt die letzte Hülle von den Leibern — wie schön bist Du, Geliebter, in Deiner gänzlichen Nacktheit — nur die Lust umhüllt Dich rot wie eine hohe Flamme!

Weil die Freuden der Liebe jedem bekannt sind, unterlasse ich es, sie zu schildern; ich möchte nur beifügen, dass der grosse Pan — denn das war mein Freund — in jener Nacht seinem Namen alle Ehre machte. So versteht nur er, der grosse Lustbringer mit der Weidenflöte, zu lieben, wenn er, sein zottiges Fell abstreifend, ein schöner Bursche wird, sich eine leuchtend rote Badehose anzieht und irgend einem Glücklichen — dieses Mal gerade mir — die Gunst seiner Liebe schenkt. —

Julian Leerber.

Zwischenspiel in Serbien

Sommer 1944.

Rainer Holden ging die Stufen im Treppenhaus des Rathauses hinunter. Das kleine Nachmittagskonzert der Wehrbetreuung war zu Ende. Der klassischen Musik, die sein Programm verheissen hatte, waren nur wenige Zuhörer gefolgt, und so hatten sich nur die vordersten Reihen des kleinen Saals mit etwa achtzig Soldaten gefüllt.

Während des Konzerts hatte ihm ein Gefreiter aus einer anderen Kompanie seines Regiments gegenüber gesessen und im nachdenklichen Anschauen seiner stillen Gesichtszüge waren Rainers Gedanken zu seinem Freunde abgeirrt, den er in diesen Monaten als Ausbildungsoffizier fern von den Gefahren der Front wusste. Er hatte die beiden Gesichter verglichen — das vor ihm sitzende und das ihm entfernte. Wie anders war doch dies braungebrannte, dunkelhaarige und unregelmässige Gesicht des vor ihm Sitzenden, verglichen mit der blonden Regelmässigkeit der Züge seines Freundes Walter. Er hatte auch in dieser Konzertstunde mit besonderer Intensität an ihn gedacht, war es doch gerade die Musik, in der er sich am meisten mit dem Freund verbunden fühlte, und in deren Ausübung und Anhören mit ihm er manchen Zweifel verlor, der sich sonst manchmal in ihm einzunisten drohte, wenn er an seine Bindung an Walter dachte.

Nun ging er langsam die Stufen hinab, als er sich unvermutet von neuem diesem fremden Antlitz gegenübersah. Er hatte sich in dieser Konzertstunde so sehr mit diesem Gesicht vertraut gemacht, dass es ihm, dem sonst so Zurückhaltenden, ganz natürlich schien, den neben ihm Gehenden mit einer Frage anzusprechen. Ja, auch er war glücklich, dieses Konzert gehört zu haben; auch er bedauerte wie Rainer den kargen Besuch.

Die wenigen gewechselten Worte hatten sie vor das Portal des Stadthauses gebracht. Die brütende Hitze dieses serbischen Sommers schlug

ihnen in Schwaden entgegen. Sie standen ein paar Augenblicke im Anblick des baumlosen Platzes, der nicht den geringsten Schatten bot. Dann wandten sich ihre Blicke wieder einander zu. Jetzt stellte sich der fremde Kamerad vor; sein Name war Christoph Wagner — Rainer nannte seinen eigenen Namen. Ihre Schritte wandten sich gemeinsam der Mitte der kleinen Stadt zu. Es war der Weg, der zum Soldatenheim führte. Sie begannen über ihren Dienst zu sprechen. Rainer erfuhr, dass Christoph ähnlich wie er selbst als Betriebsfunker in einer der Kompanien Dienst tat, die etwa sechs Kilometer ausserhalb der Stadt stationiert waren.

So kamen die Beiden zum Soldatenheim, aber es schien Rainer fast selbstverständlich, dass Christoph ihn nun fragte, ob er nicht einen Fussmarsch nach Hause — denn das Bereich der Kompanie hiess ihnen ja beiden Zuhause — machen wollte, denn es zöge ihn nach dem Konzert gar nicht in das lärmende Soldatenheim. Rainer stimmte dem Vorschlag zu, bat aber, den Rückweg erst später anzutreten, wenn sich die schärfste Hitze verloren hätte. Sie gingen in eine der kleinen serbischen Kellerkneipen, in denen es für die immer knappen Dinare den guten roten Landwein gab, und begannen hier ein Gespräch, das sich ohne Pause über den ganzen gemeinsamen Heimweg erstrecken sollte.

Die Abendkühe lag schon erlösend auf den Feldern, als sie die kleine Stadt verliessen. Christoph schien die Gegend besser als Rainer zu kennen, denn er verliess schon bald nach den letzten Häusern der Stadt die Hauptstrasse und bog seitlich in die Felder ab.

Der Feldweg dehnte sich in die grenzenlose Weite der serbischen Landschaft. Flach war hier alles; fern lag die staubige Landstrasse, von der sie abgebogen waren. Das Korn wogte wie ein Meer um sie her und nur am Horizont tauchten ganz zart einige wenige Ausläufer des Gebirges auf. Aber sie waren so weit entfernt, dass sie in eine andere Welt zu gehören schienen. Die letzten Häuser hatten sich verloren; ab und zu lag vor ihnen ein Kornstadel oder ein Ziehbrunnen, dessen hoher Querbalken die Erinnerung an die nahe ungarische Puszta weckte.

Aber dies alles war ihnen nur Begleitmusik zu ihrem Gespräch, das zuletzt erst, fast schon im Angesicht von Christophs Kompanieunterkunft, ins Persönliche glitt. Sie lernten nun das entscheidend Menschliche voneinander. Christoph berichtete von seiner norddeutschen Heimat und entwarf in wenigen scharfen Umrissen ein Bild seiner bewegten, leidenschaftlichen Frau, während Rainer, gehemmter als der Kamerad, von Walter, dem Freund, berichtete.

In den Wochen, die folgten, sollte dieses knappe Gespräch über die beiden ihnen am nächsten stehenden Menschen das einzige seiner Art bleiben; sie scheuten beide schon beim zweiten Treffen davor zurück, die Namen der ihnen Entfernten und doch immer Nahen wieder zu nennen.

Dieser erste gemeinsame Gang an einem Juninachmittag war für die beiden Männer der Beginn eines Zwischenspiels, das — während es dauerte — zeitlos schien und das doch in den Ablauf weniger Wochen gepresst war.

Langsam und unmerklich glitten sie in eine Vertrautheit hinein, deren ganzer Umfang ihnen während des Ablaufs gar nicht bewusst wurde. Es

lagen ihnen viele Hindernisse im Wege. Beide fürchteten, ins Gerede der Kameraden zu kommen, und gerade diesem war die Begrenztheit ihres äusseren Lebensablaufes dienlich. So fanden sie sich in den ersten Tagen oft auf demselben Lastwagen, der die dienstfreien Angehörigen der beiden Kompanien zur Stadt brachte. Sie verliessen ihn getrennt und trafen sich erst in einer der kleinen, kühlen Weinstuben wieder. Hier bot sich ihnen die Abgeschiedenheit, nach der sie beide drängten, ohne dass es ihnen schon jetzt bewusst geworden war. Und immer wieder gelang es ihnen, den Heimweg gemeinsam anzutreten und zur Vertrautheit des ersten Gespräches zurückzufinden.

Es war Rainers Offenheit, die dann auch Christoph langsam aus seiner Verschlossenheit herausriss, die — im tiefsten wohl in seiner Natur liegend — durch die Demütigungen von fünf Soldatenjahren fast zur Versteinerung geworden war. Jetzt brach aus dem Mann all das hervor, was er seit diesen fünf Jahren in sich verriegelt hatte; die Qual, in einer Welt leben zu müssen, in der nicht der Mensch, sondern der Rang entschied. Hier lernte Rainer eine andere männliche Welt kennen, die der Welt seines Freundes Walter völlig entgegengesetzt war. Waren es doch nur wenige Monate gewesen, in denen sich Walter im Umkreis des neuen Soldatenlebens zu orientieren brauchte, um dann mit der ganzen ungebrochenen Kraft seines Körpers alles leicht zu bezwingen, vorwärts zu stürmen, bis er, überraschend schnell, den Offiziersrang erreicht hatte. In Christoph fand er einen Menschen, der seine soldatische Umwelt ablehnte, weil er sie in ihrer tödlichen Nivellierung erkannt hatte.

Ihre stetig wachsende Freundschaft verlangte nur noch nach einem Asyl in der Oede des Soldatenmilieus, um sich ganz entfalten zu können.

An einem Spätnachmittag der zweiten Junihälfte trafen sich beide auf der Landstrasse. Beide hatten Nachtdienst. Es hätte nicht verlohnzt, für die wenigen freien Stunden die Stadt aufzusuchen. So folgten sie zum ersten Mal der staubigen Landstrasse weiter ins Land hinein. Einige wenige Bauernhöfe noch, dann kam eine Biegung und den Wanderern war der Blick auf das ihnen so vertraute Barackenlager entzogen. Nach einer halben Stunde Weges überschritten sie auf einer Brücke einen kleinen Fluss, der wohl zur Temesch abfloss. Das Gelände an beiden Seiten lag verschilft, soweit das Auge zu sehen vermochte. Rainer und Christoph bogen von der Strasse ab und wanderten an der Grenze des Schilfgebietes weiter. Hier wimmelte es von Wasservögeln, deren vielstimmiges Konzert den Spätnachmittag verzauberte. Die Wandernden entdeckten eine Stelle, wo der Fluss, ohne durch Schilf gehindert zu werden, reissend dahinfloss. Es waren nur einige Meter freien Wassers, kaum knietief, aber klar, kalt und sauber. Es schien der gegebene Badeplatz zu sein.

So wurde ihnen diese kleine Lichtung am Fluss die Stelle, zu der sie beide in jeder dienstfreien Stunde flüchteten. Hier hatten sie die Stille, die ihnen sonst nur der abendliche Rückweg aus der Stadt zu geben vermocht hatte. Christoph hohlte einen Teil des Flussbetts aus, sodass sich eine Art von Wanne ergab, in die sich das eiskalte Wasser strömend ergoss. In dieser Lichtung sassen sie ganze Nachmittage, von der Hitze dieses Sommers gefangen. Zwei alte Baumstümpfe dienten ihnen als

Sitze. Hier lasen sie und schrieben, rauchten und redeten, und wenn es allzu heiss wurde, lockte die kleine, dem Fluss abgetrotzte Wanne.

Nichts störte die Welt dieser Nachmittage, in der Pan noch zu herrschen schien. Das Gezirp der Grillen, das Schreien der Wasservögel fügte sich dem vertrauten Bild der Landschaft ein. Selten einmal kam ein serbisches Kind mit einer Kuh an ihnen vorbei; einmal zog ein alter Hirte mit seiner Herde am Rand des Schilfs vorüber — sonst blieb alles still. Der Sommer, der in einer nie geahnten Fülle über ihnen stand, umschloss sie wie eine strahlende Glocke.

Noch war die Zärtlichkeit ihrem Umgang ferngeblieben; noch zeigte nur ein Aufleuchten im Gesicht des einen dem andern, dass hier fast unbemerkt ein Feuer schwelte — so verging ihnen die zweite Hälfte des Juni. Erst die Julimitte brachte ihrer Freundschaft die Wende. Und wieder war es Rainer, der sie herbeiführte, auch diesmal mit leichter Hand, so wie er leicht und ohne Beschwer Christoph am Tage des Konzerts angesprochen hatte.

Mit jedem Tag der letzten Wochen schien die Sonne mitleidloser herabzubrennen. Wieder lagen sie in der Lichtung des mannshohen Schilfs. Die Badehosen hatten sie in der lastenden Hitze abgestreift. Sie waren hier nicht nötig, und was war schöner als den ganzen Körper nackt der Sonne und dem Wasser hinzugeben? Christoph schien langsam einzuschlummern. Rainer hockte noch auf seiner Decke, rauchte und las die Briefe, die ihm die Feldpost am Morgen gebracht hatte. Als er die Briefe gelesen hatte, liess er sie neben sich auf die Decke gleiten. Sein Blick fiel auf den neben ihm liegenden Gefährten. Er hatte das Gesicht auf die Arme gelegt. Wie Rainer nun den tiefbraun verbrannten Rücken des ihm so vertraut gewordenen Kameraden betrachtete und zum ersten Male bewusst sah, wie schön er in die Hüften hinabglitt — was war es, das ihn nun zwang, seine Hand auf diesen Rücken zu legen?

Noch hatte die Uhr erst zum Schlag angesetzt, der ihnen die veränderte Stunde anzeigen sollte.

Aber als seine Hand den Weg in die Schultergrube des Freundes fand, richtete sich Christoph halb auf. Sie sahen sich an. Dann nahm Christoph ihn langsam in seine Arme.

Stumm stand der glühende Sommer über ihnen, stumm blieb ihre Umarmung, und als sie zueinander fanden, verklang ihnen aus den tiefsten Dickichten des Schilfs der Ton einer Flöte.

Später — sie hatten sich schon voneinander gelöst und Christoph war mit dem Gesicht in Rainers Schoss in einen leichten Schlummer hineingeglitten — als Rainer das Gesicht des Schlafenden betrachtete und sah, wie sehr es sich verändert hatte, gleichsam als sei eine kantige Schicht von ihm abgefallen und als zeige es sich zum ersten Mal in seiner wirklichen Form — da begann er nachzudenken. Mehr noch als die innere Vertrautheit dieser letzten Wochen zeigte ihm der Blick in dies so völlig entspannte Gesicht, wo seine Aufgabe lag. Ihn, Christoph, musste er über das Leben im Soldatenrock hinwegbringen, ohne dabei an sich selbst zu denken. Er wusste schon in dieser Stunde, dass ihm dieser Mann — und nicht nur, weil er verheiratet war — nie gehören würde, dass es an ihm selbst liegen musste, Randfigur in diesem Leben zu bleiben.

Eines schwur er sich zu: dem Mann, der in seinem Schoss so friedlich schlief, die Entspanntheit seines Gesichts zu erhalten — für dieses Ziel sollte ihm kein Preis zu hoch sein. Er war dem Kommenden bereit.

Das Schicksal gönnte den Liebenden zwei Wochen dieser Erfülltheit. Nicht mehr. Aber auch sie, im drängenden Ablauf ihrer Tage, schienen während ihrer Dauer zeitlos zu sein. Um die Beiden, die endlich zueinander gefunden hatten, wuchs die ganze Fülle des serbischen Sommers. Der Mais reifte, die Melonen gediehen, Weintrauben, Pflaumen, Aprikosen — in verschwenderischem Reichtum wuchs ihnen alles zu.

Es gelang ihnen fast an jedem dieser vierzehn Tage, von deren Begrenztheit sie nichts ahnten, dem Dienst einige Stunden zu entziehen und in die Geborgenheit ihrer schilfigen Flusslandschaft zu flüchten. Christoph wurde in diesen beiden Wochen sehr schweigsam, aber Rainer liess sein Schweigen gewähren. Er wusste, dass seine eigene Kraft gross genug war, den Freund an seiner Seite nach Jahren zum ersten Mal wieder aus sich selbst herauszuheben und ihm das Gefühl seines eigenen Wertes und seiner Würde wiederzugeben.

In die Erfülltheit dieses Zeitraums fiel ein Fernschreiben an Rainers Einheit, durch das er Mitteilung von einer lebensgefährlichen Erkrankung seiner Mutter erhielt. Der Sonderurlaub wurde ihm sofort bewilligt. Es blieb den Freunden noch ein einziger Nachmittag, den sie in der Geborgenheit eines Sonnenblumenfeldes verbrachten, dessen fast mannshohe Stauden mit den grossen Blütenrädern wie Bäume über ihnen standen und in deren Schatten sie wie in einem unwirklichen Helldunkel lagen.

Am nächsten Morgen brachte ein Wagen Rainer zum kleinen Stadtbahnhof. Bald hatte er Belgrad erreicht und einige Stunden später sass er im Fronturlauberzug nach Wien.

Es war eine lange Fahrt, bis er die Lüneburger Heide erreichte, wo in einem kleinen Dorf seine Mutter wohnte. Es folgten Tage und Nächte der Pflege am Lager der Mutter — für eine kurze Zeitspanne entglitt Rainer alles andere. Nach zwei Wochen besserte sich das Befinden der Kranken und Rainer konnte Abschied von ihr nehmen. Einen der zahllosen Abschiede, die sinnlos immer wieder aus den Stunden dieses Krieges emportauchten.

Dann fuhr er wieder nach Serbien zurück. Wieder nahmen ihn die endlosen Schienenstränge auf, überfüllte Soldatenzüge, Tieffliegerbeschuss, Alarme — ach, er war dies alles gewöhnt, und sein Herz war ihm schon lange in die serbische Weite vorausgeeilt.

Endlich ging sein Schritt wieder über das unebene Pflaster des kleinen Städtchens. Im Soldatenheim liess er sich mit Christophs Kompanie verbinden. Schien es ihm nur so oder klang die Stimme des Freundes wirklich gepresst? Sie verabredeten für den Abend ein Treffen auf dem Feldweg. Ein Fest, das beide Kompanien gaben, schenkte ihnen die erwünschte Gelegenheit des Alleinseins.

Nein, Rainer hatte sich nicht getäuscht. Ein Blick in das Gesicht des Freundes und die fast harte Gewalt, mit der er ihn in seine Arme zog, verrieten ihm, dass etwas vorgefallen war. Es waren nur wenige Minuten, die ihnen gehörten, bis Rainer den Mut fand zu fragen und Christoph die

Kraft zu antworten. Ja, es war etwas geschehen. Sein Haus in der norddeutschen Heimat war einem Bombenangriff zum Opfer gefallen, seine Frau war dabei verletzt worden. Er hatte den Sonderurlaubsschein bereits in der Tasche.

Nahezu erleichtert atmete Rainer auf. Dies war ja nichts weiter als eine nochmalige Trennung von zwei oder drei Wochen — wie wenig wog sie gegen die Zeit, die noch vor ihnen lag. Es gelang ihm, den Freund über die Schwere des Wiedersehens, in der erneute Trennung beschlossen lag, hinwegzubringen. Er rettete ihnen noch den letzten Abend, den sie tief in den Feldern an jener Stelle verbrachten, wo weithin sichtbar ein einzelner Baum aus der sonst baumlosen Landschaft sich erhob. An seinen Stamm gelehnt sassen sie zum letzten Mal unter den südlichen Sternen.

Die Diensteinteilung des nächsten Tages war günstig. Rainer konnte den Freund zu Stadt begleiten. Aber es zog sich doch etwas in ihm zusammen, als er ihn mit dem schweren Rucksack auf dem Rücken kommen sah. Seine Furcht durfte nicht gelten; es kam nur darauf an, diese zweite Trennung bruchlos zu überwinden. Es war ein fast heiteres Gespräch, in dem er mit dem Geliebten über den Feldweg zur Bahn ging. Erst die Verzögerung des Zuges, die unerwartete Pause, liess beide noch einmal an die Dinge röhren, die sie in den Gesprächen dieser Wochen vermieden hatten.

Sie sassen auf einer kleinen Bank in der Nähe des Vorstadtbahnhofes. Rainers Blick ruhte auf Gesicht und Erscheinung des Freundes. «Es ist eigentlich seltsam,» sagte er nachdenklich, «dass ich dich nur in der gelben Tropenuniform kenne. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie du in einer anderen Kleidung aussehen wirst.»

Christoph sah ihn an und sagte: «Behalte mich so in deinen Augen, denn dieses Bild von mir ist es ja, das ganz und ausschliesslich dir gehört.»

Und als er diese Worte gesagt hatte, fand Rainer die Kraft, ihm in der letzten Stunde, die ihnen durch die Verspätung des Zuges noch geschenkt worden war, zu sagen, wie er zu ihm stand. Dass er freien Herzens in seine Ehe zurückgehen solle und an ihn, Rainer, als an einen Menschen zurückdenken, der zu ihm gehöre, ganz zu ihm gehöre, dass er selbst aber keine Forderung an ihn habe und auch nie eine haben würde. Er lasse ihn wirklich bejahenden Sinnes nun wieder in die Welt seiner Ehe gehen.

Christoph sah ihn stumm an. Ihm, dem Gefühlsreichen, war der Ausdruck oft versagt, aber Rainer las sich die Antwort aus den ihm so vertrauten Gesichtszügen ab.

Als der kleine Zug, der Christoph nach Belgrad bringen würde, zuletzt kam, stieg Rainer noch mit in das leere Abteil und nahm hier mit einer letzten Umarmung von dem Geliebten Abschied. Dann stand er noch ein paar kurze Minuten vor dem Wagen; ein paar Worte gingen hin und her, dann ratterte der kleine Zug los, und bald war das braungebrannte Antlitz im Fensterrahmen ihm entschwunden.

Sein eigener Urlaub war in die erste Augusthälfte gefallen. Christoph wurde in den ersten Tagen des September wieder bei seiner Einheit zurückgerwartet. Acht Tage nach seiner Abreise brachte ihm die Feldpost

den einzigen Brief, den er während seines Fernseins von dem Freunde erhalten sollte.

Christoph schrieb: «Du weisst, dass ich in meine Ehe zurückgehe. Auch wenn es wiederum nur für kurze Zeit sein wird. Aber du weisst auch, dass ich nicht willens bin, sie aufzulösen. Meine Frau gehört nun einmal zu mir. Gerade weil wir so wenig von ihr gesprochen haben, wirst du dies gefühlt haben. Ich weiss noch nicht, wie unser Leben — deines und meines — später einmal werden wird. Wir haben uns ja versprochen, während der Dauer dieses unseligen Kriegsgeschehens darüber nicht nachzudenken. Aber du sollst wissen, dass in dem Haus meines Lebens, wo immer ich es auch bauen werde, ein Raum sein wird, zu dem nur du und ich den Schlüssel haben werden. Und wenn ich ihn aufschliesse und ans Fenster trete, dann wirst du an meiner Seite sein, mir die Hand in der alten, vertrauten Bewegung auf die Schulter legen und wir werden dann in die Ferne sehen und fähig sein, mit unseren Blicken den Raum zu durchdringen. Wir werden immer wieder die flimmernde Sonne über der serbischen Ebene leuchten und uns beide über die schmalen Feldwege gehen sehen — denn dieser Sommer wird in unseren Herzen Bestand haben.»

Gegen Ende August wusste Rainer, dass er den Freund in Serbien nicht wiedersehen würde. Das Kriegsgeschehen machte eine Verlegung des Regiments, dem sie beide angehörten, notwendig. Er erfuhr, dass Christoph bereits der neue Standort in Marburg an der Drau mitgeteilt worden war und dass er nach dort zurückkehren würde.

So liess er die letzten Tage dieses serbischen Sommers gleichmütig an sich vorübergehen — erfuhr er doch schon jetzt an sich selbst den Bestand dieser Zeit.

In den ersten Septembertagen begann die Verladung des Regiments. Der Transportzug sollte über Belgrad geleitet werden. Aber am Morgen der Abreise störte ein Fliegerangriff auf die Hauptstadt die Abfahrt des Zuges.

Der Angriff nahm schwerste Formen an. Die Bombenteppiche fielen in bisher noch nicht erlebter Dichte. Zuletzt kam die Nachricht durch, dass die grosse Donaubrücke, die nach Belgrad führte, zerstört worden war. Damit war die Leitung des Zuges über die Hauptstadt unmöglich gemacht worden. Man beschloss, ihn über Ungarn zu führen. Um die Stabshelferinnen des Regiments nicht dieser längeren und gefährlicheren Reise auszusetzen, wurde entschieden, dass sie mit einem Omnibus zur Hauptstadt fahren sollten, um von dort auf der Hauptstrecke nach Norden zu fahren. Ein Begleitkommando von zehn Soldaten wurde ihnen beigegeben. Rainer befand sich unter ihnen.

So sah er sich wenig später mit den Kameraden und Kameradinnen in diesem Omnibus, der sie an die Donau bringen sollte. Eine Fähre würde sie dort ans andere Ufer übersetzen.

Zuerst hatte Rainers Blick noch auf den beiden vertrauten Türmen der serbischen Kirche ihrer kleinen Stadt gelegen — wie oft hatte er in ihrer Kühle dort mit Christoph gesessen und der Monotonie der Responsorien gelauscht — bis sie kleiner und kleiner wurden und ihm zuletzt verschwanden. Dann stiegen die Höhen vor ihm auf, auf denen sich über

Donau und Save Belgrad erhob. Noch brannte die Stadt. Doch Rainer spürte noch einmal wie in einem Erschauern den Zusammenklang von Hügeln, Stadt, Strom und Himmel. Was war es, das ihn erschauern liess? War dies mehr als der Abschied von einer Landschaft?

Die schwer beladene Transportfähre stiess langsam vom Ufer ab und begann den breiten Strom zu überqueren. In der Mitte der Donau geriet sie auf eine Treibmine, sank, und von den Menschen, die sich auf ihr befanden, konnten nur die wenigsten gerettet werden.

Unter den Toten war Rainer Holden.

Christoph Wagner, der acht Tage später zu seiner Einheit nach Marburg an der Drau zurückkehrte, ahnte nichts. Er war in der Dunkelheit in der fremden Stadt angekommen. Nachdem er sich in seiner Kompanieschreibstube zurückgemeldet und sein Gepäck in der neuen Unterkunft verstaut hatte, trieb es ihn auf der Suche nach dem Freund noch einmal in die dunkle Nacht hinaus.

Die Vorstellung des Wehrmachtkinos war gerade zu Ende, als er dort vorbeiging. Plötzlich sah er einen ihm bekannten Kameraden aus Rainers Kompanie vor sich. Er ging rasch auf ihn zu. Im Zwielicht des Hausdurchgangs sah der Kamerad ihn erstaunt an, als Christoph die Frage stellte, ob er vielleicht Rainer in der Kinovorstellung gesehen hätte. So blieb es diesem anderen überlassen, Christoph zu erzählen, was vorgefallen war. Er tat es mit schnellen, nichts beschönigenden Worten. Es war vielleicht der beste Weg es zu tun. Dann liess er Christoph stehen; er wusste um die Freundschaft der beiden und ahnte, dass dem völlig verstummt Mann kein Trost helfen konnte.

Christoph wanderte ziellos durch die Strassen der fremden Stadt. Seine Füsse trugen ihn immer weiter, sein Denken schwieg. Zuletzt fand er sich auf einer Bank, die vor einem Garten stand, der hoch über den Ufern der Drau lag. Langsam erfasste sein Blick die Umgebung; er sah die schöne Kurve der alten Häuser auf beiden Seiten des Flusses im Mondlicht liegen. Aber dann schwand ihm auch diese Wahrnehmung wieder. Er lehnte sich zurück. Während seine Augen, ohne es zu erkennen, das riesige Rund der ihn umgebenden Sterne aufnahmen, fühlte er, wie feste, sonnverbrannte Hände auf seinen Schultern lagen. Er spürte den vertrauten Geruch dunklen Haares an seiner Wange. Die Nacht zerteilte sich ihm. Er sah jenseits ihrer Dunkelheit unter der gnadenlosen Sonne des Südens zwei Menschen gehen, und während sich die ersten, befreienden Tränen in seinen Augen sammelten, wusste er, dass er den geliebten Freund nie verlieren konnte.

Christian Graf.

Amerikanische Bild-Vorlagen.

Die beiden Aufnahmen Juni 1956, Seite 17, und Juli 1956, Seite 24, stammen von der Athletic Model Guild, 1834 West 11th Street, Los Angeles 6, California. Interessenten für Originalphotos verlangen am besten Kataloge und legen 1 Dollar für Unkosten und Rückporto bei.